

# Wie das Glück kommt

Autor(en): **Adelung, Sophie von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572041>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Mutter Moſis. Nach der Statue von Heinrich Max Im Hof (1845 von Kaiſer Nikolaus von Rußland erworben).

Nabel, die Mutter des Moſes und Jeſus im Tempel für die allergelegenſten dieſer Werke, die uns mit wahrer Bewunderung erfüllen; aber auch die liebliche Ruth und die anmutige Rebecka finden unſern vollſten Beifall. Von den nicht bibliſchen Figuren iſt es namentlich „Das Mädchen aus der Fremde“, das uns anſpricht. Es iſt übrigens faſt vermeſſen, eine Rangfolge aufzuſtellen, wenn man die meiſten Werke nur in der Reproduktion kennt.

Es bleibt noch zu bemerken, daß Im Hof der ſogenannten „Klaſſiſtiſchen“ Richtung in der Bildhauerei angehörte, die bei ihren Arbeiten das Studium der Antike über das der Natur ſetzte. Er folgte da ganz ſeinen würdigen Lehrern Dannecker und namentlich Thorwaldſen. Dieſe Schule iſt heutzutage in den Hintergrund getreten gegenüber der neuern mehr realiſtiſchen. Aber immerhin darf unſere Heimat und namentlich das kleine Bürglein im freundlichen Urnerland ſtolz darauf ſein, einen ſo ausgezeichneten Künſtler hervorgebracht zu haben, wie Heinrich Max Im Hof, deſſen ſchönſte Werke über alle Länder Europas zerſtreut ſind.

Dr. Conrad Escher, Zürich.



## Wie das Glück kommt.

Skizze von Sophie von Adlung, Stuttgart.

Nachdruck verboten.

Am ſtillen Sommerregenabenden ſtand ſie am Gartentürchen und ſah die in unbeſtimmtes graues Zwieliht gehüllte Dorfſtraße hinab. Rings Stille, nur das leiſe Niefeln der Tropfen von den Bäumen. Aus dem Boden ſteigt ein wohliger, ſchwacher Erdduft. Und von dort, aus der weiten Ferne, die geheimnisvolle Straße hinab, kann es jeden Augenblick gezogen kommen, das Unbeſtimmte, die erwartete Sehnsucht, ein Jemand, ein Etwas, das große unſagbare Glück!

Wenn im verſchwommenen Nebel Umriſſe ſichtbar wurden, eine Geſtalt ſich daraus loſlöſte, näher kam und es nur die Milchfrau war oder ein Holzkarren, dann zerrann der ganze Zauber der Erwartung in nüchterne Wirklichkeit. Aber das ſchadete nichts: ſie haute den Zauber wieder auf, und die nächſte nebelhafte Geſtalt machte ihr Herz aufs neue in banger Freude klopfen: das, das konnte es ja vielleicht ſein oder das Nächſte oder Uebernächſte!

So ſtand ſie oft da, wenn ſie einmal frei war und der Mutter nicht im Haushalte half oder dem Vater bei ſeinen wirtſchaftlichen Sorgen. Das Gut war nicht groß; aber es mußte gewiſſenhaft verwaltet werden, und alles ſollte wie am Schnürchen gehen. Die Jahre kamen und gingen; die Jahreszeiten verdrängten eine die andere. Renata hätte keines Kalenders bedurft. Sie wußte ja ganz genau: jezt wurden die Roſenbäumchen aus dem Boden genommen, Himbeeren und Obſtbäume beſchnitten; jezt war es Zeit, für das Gemüse zu ſorgen und das Beerenoſt einzumachen; dann kam das Spalierobſt an die Reihe und zuletzt die Winterſorten, und dann wurden die Roſenbäumchen wieder gelegt, und es kam Schnee und Eis und Kälte, die Tage, wo man mit der Arbeit bei der Lampe ſaß. Langeweile hatte ſie nie; es gab immer etwas zu tun. Renata aber fragte ſich manchmal, ob das in alle Ewigkeit ſo fortgehen würde, ob ſie auch drüben im Jenſeits Bohnen pflücken, Erdbeeren und Johannisbeeren einmachen werde, um ſie dann wieder zu eſſen und von neuem einzumachen! Ja, wenn das ferne, große Glück nicht geweſen wäre! Sie wartete geduldig darauf, nicht ungeſtüm wie andere, aber mit einer rührenden, feſten Hoffnung. Aber es kam nicht, und Renata wurde älter, und die Jugend ging und kam nicht zurück, wie die Roſen, die jedes Jahr

neu aufblühen, wenn man ſie zum Winter begraben hat. Die begrabene Jugend ſteht nicht mehr auf. Renata merkte es kaum; es war niemand da, um ihr zu ſagen, daß ihre roſigen Wangen allmählich erblaßten und die runde Weichheit der Glieder, das gewiſſe Unbeſchreibliche, das den Reiz der Jugend ausmacht, verging. Die Eltern ſahen die Tochter alle Tage um ſich und beachteten es nicht; ſo ſachte, ſo unmerklich kam es, nicht in wilden Stürmen und Tränenschauern, wie bei manchen andern. Sie waren ſelbſt ſo alt geworden, daß ihnen Renate immer noch wie ein Kind vorkam. Verkehr wurde wenig gepflogen, in der Nachbarschaft gab es nicht viele Bekannte; ſo hatten ſie auch nicht Gelegenheit, Vergleiche mit andern anzustellen. Renata beſorgte jahraus, jahrein den Haushalt, beſuchte die Armen im Dorfe, und ihre einzigen Freunde waren der alte Pfarrer und ſeine Frau, die faſt eben ſo ſtill und zurückgezogen lebten wie ihre Eltern.

Da ſtarb zuerſt Renatas Mutter, dann ihr Vater, und ſie ſtand nun ganz allein in der Welt. Das war ihr erſter, großer Schmerz, und ſie trug ſchwer daran. Aber es fiel ihr gar nicht ein, in ihrer biſherigen Lebensweiſe irgend etwas zu ändern; ſie wußte, die Heimgegangenen hatten feſt darauf gerechnet, daß auch nach ihrem Tode alles ſo weitergehen würde wie bei ihren Lebzeiten. Eine Ueberſiedlung in die Stadt, ein Verkauf des Gutes wären ihr undenkbar vorgekommen. Sie verpaidete

Ökonomie und Felder, wie es der Vater in seinem Testamente angeordnet hatte, und behielt Haus und Garten unter ihrer persönlichen Leitung, wobei ihr Brigitte, das Hausfaktotum, und der erfahrene alte Gärtner treu zur Seite standen. Sie sah sich plötzlich von einem großen Teil ihrer täglichen Arbeit entbürdet; denn in den letzten Jahren hatte fast die ganze Verantwortung für das Gut auf ihren Schultern gelegen, und es blieb ihr jetzt viel Zeit übrig zu denken. Es war ihr fast ergangen wie jenen beiden in Heines Gedicht: „Sie waren längst gestorben und wußten es selber kaum ...“ Jetzt regten sich wieder allerlei alte Gedanken und Träume in ihr; denn die sterben nicht sogleich mit der Jugend zusammen, wenn diese begraben wird, sondern wachen wie die Rosen jedes Jahr zu neuem Leben auf. Freilich, sie ging nicht mehr ans Gartentor, dort ihr Glück zu erwarten; aber in ihrem tiefinnersten Herzen, da war eine stille Hoffnung, eine Zuversicht: es mußte noch kommen, es war gewiß schon unterwegs. Warum auch nicht? Es ist ja immerfort so vieles unterwegs in dieser großen, bunten Welt; der eine geht dorthin, der andere dahin ... Warum sollte sich nicht auch einer verirren auf das einsame Gut, zur vater- und mütterlosen Waise, zu dem einsamen, traurigen, liebebedürftigen Herzen und es glücklich und selig machen ... Warum?

Und er kam auch wirklich eines Tages, ein schöner junger Mann. Er war ein entfernter Verwandter mütterlicherseits, war Künstler und hatte einen dunkeln Christuskopf, eine weiche Stimme, die wie Musik klang, und eine vornehm-lässige Art, die gut zu dem verträumten Ausdruck seiner Augen paßte. Er stellte sich Renata vor, erzählte, er studiere in München bei einem der bedeutendsten Freilichtmaler, sei jetzt auf einer Studienreise im Dorfwirtshaus einquartiert und hoffe, die lebenswürdige Cousine öfters aufsuchen zu dürfen. Er sprach über seine Auffassung der Kunst, lobte das stimmungsvolle Grün der Wiesen am Bach und schwärmte ihr viel von modernsten Anschauungen in einem Kunstjargon vor, von dem Renata nie gehört hatte und von dem sie kaum hie und da ein Wort verstand. Aber schön war es doch; es war etwas nie Geahntes, nie Dagewesenes, Unglaubliches, einen jungen, schönen Mann vor sich zu haben, der zu Besuch zu ihr, der armen, einsamen Renata gekommen war, der ihr gegenüber am Tische saß und sie mit diesen dunkeln, weichen Samtaugen ansah! Sie kam sich wie plötzlich aus all der Alltäglichkeit, Bescheidenheit und Einförmigkeit herausgerissen vor und in ein Land verpflanzt, — ein Wunderland, von dem sie gelesen und manchmal verstoßen geträumt ... Ein Land, in dem man plaudert, festtäglich empfindet, sich ansieht und sich — Renata erschrak über sich selbst, über den Raußch, der über sie gekommen war. So bald, so bald nach der Eltern Tod — zwei Jahre kaum — und sie konnte mit einem Fremden lachen, ja scherzen! Was das nur war? Sie versuchte ihrem Gesicht wieder den gewohnten, ruhig-ernsten Ausdruck zu geben. Aber es wollte nicht. Unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen zu fröhlichem Lächeln, die Augen glänzten hell, und sogar die neckischen Haarlöckchen, die sie zu so süßem glattem Gehorsam gezwungen hatte, wurden auf einmal rebellisch: sie fielen ihr in die Stirne herein, sodaß sie sie immer wieder verwundert zurückstreichen mußte. Der Vetter blieb nicht lange. Er sprang bald wieder auf, verabschiedete sich höflich, bat die Cousine, doch morgen an den Bach kommen zu wollen, um sein Bild zu sehen, und drückte ihr beim Gehen einen klüchtigen Kuß auf die Hand.

Renata stand noch lange, nachdem er gegangen, tiefatmend mit weitgeöffneten, hellen Augen. Ein Ereignis, ein Ereignis in ihrem einfachen einförmigen Dasein! Sie wollte wieder an ihre Arbeit zurückkehren; aber es war ihr unmöglich. Die Nabel zitterte ihr in der Hand, die er geküßt hatte; im Küchenbuch, das sie vornahm, tanzten die Zahlen durcheinander. Zuletzt lief sie zu Brigitte — Köchin und Kammerjungfer in einer Person und ihre Vertraute, seit sie denken konnte.

„Brigitte! Brigitte! Was meinst du, der fremde Herr ist doch wohl so eine Art von Vetter ... Sein Vater und meine Mutter waren richtige Geschwisterkinder ... Soll ich ... kann ich ihn zu Tisch laden?“

Brigitte ließ den Teig stehen, den sie gerade rührte. „Ei ja, Fräuleinchen, warum denn nicht?“ fragte sie.

Renata stand unchlüssig da. Warum war es ihr auf einmal nun nicht recht, daß die Alte so schnell einverstanden war? Warum hätte sie lieber gehört, daß sie Einwendungen gemacht hätte? Renata verstand sich selbst nicht mehr.

„Ich soll morgen zum Bach hinausgehen, sein Bild zu

sehen, an dem er malt,“ sagte sie zögernd; „da könnte ich ihn ja gleich einladen.“

„Ja, laden Sie ihn nur gleich zu übermorgen ein, Fräuleinchen!“ nickte die Alte. „Das wird ganz hübsch sein. Wir machen dann Kalbsfrühkaffee mit Sahnesauce und Ihre Lieblingskartoffeln dazu und nachher eine Biskuitroulade. Und Jakob sagt, die Bohnen seien reif: das trifft sich ganz gut. Ja, Fräuleinchen, laden Sie den jungen Mann nur ein; eine kleine Abwechslung tut Ihnen not, und so ein junges, lustiges Künstlerblut bringt etwas Leben ins Haus.“

Renata hatte nichts mehr zu sagen und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Aber sie fand dort keine Ruhe mehr und ging in den Garten. Lange stand sie am Zaun und sah über die Felder hinaus. Drüben am Waldeszaun floß der Bach vorbei: dort mußte er seine Werkstätte aufgeschlagen haben.

Am andern Tag ging sie lang vor der verabredeten Stunde dem Bändchen zu. Es war doch auch nötig, sich von Zeit zu Zeit Bewegung zu machen, und sie ging viel zu selten spazieren. Richtig, dort unter den Erlen und Haselstauden leuchtete ihr ein heller Malchirm entgegen! Dort lagen in malerischer Unordnung seine Sachen herum, und da stand auch er selbst, ein



Mirjam, des Moses Schwester. Nach der Marmorstatue von Heinrich Max Knöfel (1798—1869) im Stadtschloß zu Potsdam.

lebendiges Genrebild in seiner abgeschabten Velvetjoppe, der schöne Kopf dunkel gegen die sonndurchleuchtete Umgebung. Er ging lebhaft auf sie zu, als er sie gewahrte, und bewillkommnete sie herzlich. „Wie schön, daß Sie kommen, liebe Cousine! Hier, setzen Sie sich auf meinen Maststuhl — er ist freilich nicht sehr bequem — und ruhen Sie sich aus! Es ist warm; ich habe heute noch nicht viel Ordentliches zusammengebakht. Dies seine Klammern und Beben der Luft im Sonnenglast macht mich rabiat: ich bringe es nicht heraus!“

„Ich finde Ihr Bild wunderschön!“ Sie war an die Staffelei herangetreten. „Wie getreu das alles ist, das Wasser, die Gräser, die sonnige Wiese; man möchte sich gerade hinlegen und träumen.“

Ihr Lob schmeichelte dem jungen Künstler. „Aber die Stimmung,“ meinte er, „die Stimmung ist nicht darin! Ich bringe sie nicht hinein. Die Natur hat Geheimnisse, in die wir nicht dringen. Wir sind allzumal Sünder und Stümper, wir Maler!“

Sie war etwas entsetzt über seine freie Art, die Schrift auszulegen. Dergleichen hatte sie noch nie gehört. Aber sein ganzes Wesen imponierte ihr ungemein. Es kam ihr vor, als werde sie zum ersten Mal in ihrem Leben in den heiligen Tempel der Kunst eingeführt, und sie fühlte sich in eine Welt voll neuer Gedanken und Anschauungen versetzt.

Sie hörte mit leuchtenden Augen seinen eingehenden Auseinandersetzungen über Theorie und Praxis, Farben-, Licht- und Schatteneffekte zu und holte dann etwas schüchtern ein Bäckchen aus ihrem Korbe hervor, den sie am Arme getragen. „Wenn ich Ihnen ein kleines Frühstück anbieten dürfte?“ sagte sie; „es sind nur Butterbrote mit Zunge und ein Stück selbst-gäräucherter Gansbrust.“

Er dankte sehr erfreut und machte sich sofort über den Juchhalt her. „Wir Maler haben immer Hunger,“ bemerkte er, „mehr Hunger als Geld . . . Manchmal unbequem viel für unsern schmalen Beutel!“

Sie wurde rot vor Vergnügen und lud ihn zum Mittagessen ein, was mit Dank angenommen wurde.

Das kleine Festbankett am nächsten Tage verlief sehr befriedigend. Brigitte hatte ihre höchste Kunst entwickelt: die Sahnenjauce war vortrefflich, mit goldbraunen Krüftchen, wie sie der feinste Pariser Gourmand nicht verschmäht hätte. Fast hätte das Fräulein den Wein vergessen; sie trank nie etwas anderes als Wasser zu Tisch. Glücklicherweise erkannte Brigitte sie noch zur rechten Zeit daran, daß im Weinkeller noch ein paar Flaschen von ihres Vaters Bordeaux lagen. Sie schämte sich tief — wie wenig wußte sie doch davon, wie man Herren bewirten muß — und stieg selbst in den Keller hinab in ihrem mattsgrauen, feinen Wollbatistkleide, um den Wein zu holen. Es war das erste Mal, daß sie seit der Eltern Tod ein farbiges Kleid trug; sogar ein verschämtes Blümchen lugte aus den Falten ihrer Bluse hervor, und sie sah viel jugendlicher aus als in dem strengen, harten Schwarz. Er bemerkte es und sagte ihr eine Liebenswürdigkeit, die sie tief innerlich glücklich und zugleich unruhig machte; sie war an dergleichen so wenig gewohnt. Nach Tisch musizierten sie ein wenig zusammen; sie spielten Mozart und Haydn vierhändig. Dann entdeckte er, daß sie eine, wenn auch schwache, doch liebliche Stimme besaß; er nötigte sie zu singen und begleitete ihre Lieder. O die Musik, diese böse, böse Zauberin! Wie süß sang sie sich

selbst die lieben alten Lieder ins Herz hinein, das: „Ich hört' ein Bäcklein rauschen . . .“ „Klein Anna-Kathrin“, „Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen . . .“ und „Leise zieht durch mein Gemüt . . .“ Zuletzt sang sie Stanges reizvolles Idyll:

„Bei dem Glanz der Abendröte  
Ging ich still den Wald entlang . . .“

Sie wunderte sich selbst darüber, wie süß ihre Stimme bei dem Refrain: „So la — a — a —“ klang. Und er sagte, Goethe hätte sie singen hören müssen; so interpretiert nähmen sich die im übrigen ziemlich albernern Worte echt klassisch aus; in ihrer Stimme wehe der ganze Zauber der damaligen naiven, idyllisch-wehmütigen Schäferromantik, die Goethe in dem Liede verkörpert habe.

Und nun folgten Sommertage für sie, einer immer schöner als der andere, Tage voll Glanz und Duft und Farbe und Klang, voll Rosen und süßer, verschleierte Träume! Sie fragte sich nie, was daraus werden sollte, sie wunderte sich nur, wie sie so lange im Dunkeln, im Vergessen, in der Kälte hatte leben können. Immer über einen Tag ab er auf dem Gute, den andern besuchte sie ihn auf der Wiese und brachte ihm — es hatte sich ganz von selber so gemacht — sein Frühstück. So vergingen ein paar Wochen. Dann änderte sich das Wetter, es wurde rauh und kalt. Eines Tages erschien er zu ungewohnter Stunde. „Ich muß leider schon morgen fort,“ sagte er der Cousine, die ihm plötzlich still und bleich gegenüberfaß. „An meinem Bild kann ich jetzt doch nicht mehr fortarbeiten, und mein Freund schreibt, der Professor sei schon von der Sommerfrische zurückgekehrt. Da wird es am besten sein, ich gehe gleich. Daß ich ungern scheid, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie waren die Güte und Freundlichkeit selbst gegen mich, teure Cousine, und ich werde immer an die schönen Stunden zurückdenken, die ich bei Ihnen und mit Ihnen verleben durfte. Darf ich es sagen? Sie sind mir entgegengekommen wie eine Schwester, und ich schäme und liebe Sie wie eine solche. Wie zu einer solchen habe ich auch Vertrauen zu Ihnen gewonnen, und wenn ich . . . wenn ich heute mit einer Bitte scheid . . .“ Hier wurde er augenscheinlich sehr verlegen und mußte sich mehrmals räuspern. „Meine Bitte geht nämlich dahin . . . Sie werden mich nicht mißverstehen! Aber ich weiß, Sie können es, sonst würde ich niemals wagen, mit etwas dergleichen herauszurücken . . . Ich brauche Geld . . . Könnten Sie mir zwei- bis dreihundert Mark leihen?“

Sie sah ihn stumm an und nickte nur. Dann stand sie auf, ging an ihren Schreibtisch, schloß ihn auf, nahm dreihundert Mark aus ihrem Fach, wickelte sie mit zitternden Händen ein und übergab sie ihm. Er dankte in stürmischen, überschwänglichen Worten; fast schämte er sich, das Ersehnte so rasch erlangt zu haben, und drückte ihre Hände lang und warm. „Sie sind ein Engel!“ rief er enthusiastisch. „Ich wollte nur, ich könnte Ihnen meine feurige Dankbarkeit und Liebe beweisen! Gestatten Sie . . .“ Er zog ihre beiden Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küßen: „Geben Sie mir das Recht, das eine Mal nur, das Bruderrrecht, Sie zu umarmen!“

Er wollte sie an sich drücken; aber sie wich zurück und sah so blaß, so erschreckt aus, daß er entschuldigend einige Worte stammelte. Dann rief er ihr noch etwas Unzusammenhängendes von Dank und ewiger Freundschaft zu — und war verschwunden.

(Schluß folgt).

## — ❧ — Ich will ❧ —

Ich will meine Straße gehen  
Und blicken zur Seite nicht,  
Wo winkend die Freunde stehen  
Und die Feinde mit finstern Gesicht.

Und kommt ein Lob geflogen:  
„Der darf sich lassen seh'n!“  
Ich will vornüber gebogen  
Und schweigend weiter geh'n.

Und schallt's an manchen Enden:  
„Der Bursche taugt nicht viel!“  
Ich will den Blick nicht wenden  
Dem fernen Ziel.

Ob ich es komme zu fassen,  
Das wissen nicht du noch ich;  
Doch sollen sie mir lassen,  
Daß ich vom Weg nicht wich!

Ernst Zahn, Göttingen.